

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertachtundsiebzigster Band.

Oktober bis Dezember 1919.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1919.

des Unterrichts auszubilden, die den Bedürfnissen der Studierenden mehr Rechnung zu tragen hätte — wozu bereits einige Disziplinen die ersten Schritte getan haben — und die vor allem ihrer anleitenden Tendenz entsprechend nicht zum wenigsten dazu beitragen würde, die offene Kluft zwischen Unterricht und Wissenschaft zu schließen.

Selbstverständlich haben die vorstehenden Bemerkungen keineswegs überall Neues bringen wollen, noch viel weniger all die Schwierigen, in der Verfolgung des Themas berührten Fragen irgendwie erschöpfen können. Es sollte nur die Didaktik eines Faches — auf Schule und Universität — aus dem Wesenskern des theoretisch zergliederten Gegenstandes selbst in systematischer Kette abgeleitet werden. Denn allzu sehr wird vielfach übersehen, daß sich jedes Fach aus sich selbst seine didaktischen Grundsätze schafft und eine Didaktik von außen her ihm niemals aufgezwungen werden kann. Seinen eigentlichen Zweck sucht der Auffsatz dort, woher ihm die äußere Anregung kam: an seinem Teile mitzuarbeiten an der Ueberbrückung der gefährlichen Kluft zwischen Schule und Universität einerseits und zwischen Universität und Schule anderseits, oder, wie Meister es formuliert hat, an der Ueberbrückung der Kluft zwischen Wissenschaft und Unterricht. Zwischen Schule und Universität muß und kann die Kluft — unbeschadet der akademischen Lehr- und Lernfreiheit — in wechselseitigem Zusammenwirken restlos ausgefüllt werden. Der Uebergang von der Universität zur Schule dagegen wird wohl, da er ja — schroff formuliert — der Uebergang von der Wissenschaft zur Praxis ist, stets in dem, den der Geist seiner Wissenschaft ergriffen hat, das natürliche, wenn auch sachlich nicht berechnete Gefühl eines Sturzes von der Höhe herab auslösen. Für die Wissenschaft wie für den Unterricht wird es jedoch, was Meister mit scharfem Blick erkannt hat, von zukunftsentscheidender Bedeutung sein, ob sie weiter in fruchtbarer Wechselbeziehung zu einander stehen wollen, oder ob die bereits weit aufgerissene Kluft zwischen beiden sich noch verbreitern wird und schließlich beide Geschwister — Wissenschaft und Unterricht — von einander getrennt ein unfruchtbares Einzelwesen führen werden.

Die Kunstanschauung Stefan Georges.

Von

W. Becker.

Hier schlingen Menschen mit Gewächsen, Tieren
Sich fremd zum Bund, umrahmt von seidner Franze,
Und blaue Sichel, weiße Sterne zieren
Und queren sie in dem erstarrten Tanze.

Und kahle Linien ziehn in reich-gestickten
Und Teil um Teil ist wirr und gegenwändig
Und keiner ahnt das Rätsel der Verstrickten . . .
Da eines Abends wird das Werk lebendig.

Da regen schauernd sich die toten Nester,
Die Wesen, eng von Strich und Kreis umspannet,
Und treten klar vor die geknüpften Quäste,
Die Lösung bringend, über die ihr sanftet!

Sie ist nach Willen nicht: ist nicht für jede
Gewohne Stunde, ist kein Schatz der Gilde.
Sie wird den Vielen nie und nie durch Rede,
Sie wird den Selten selten im Gebilde.

Stefan George eröffnet mit diesem Gedicht die Folge „Der Teppich des Lebens“. Der Schmuck des Teppichs wacht eines Abends aus seinem erstarrten Tanze auf, er wird dem sinnenden Betrachter lebendig, klare Linien und harmonische Figuren fügen sich ihm zusammen. Der Beschauer weckt gleichsam die Harmonie und Schönheit auf, die unbeachtet und ungewußt in den geknüpften Fäden und Quästen des Teppichs schlief. Hier hat George in das Geheimnis des dichterischen Genießens hinein-geluchtet. Auch beim Einfühlen in ein Gedicht mag es geschehen, daß seine tragenden Elemente überraschend in einer beschaulichen Stunde dem Genießenden aufquellend zusammenschießen. Bis dahin klebten wir beim angespannten Genießen an Wort und Sinn, die eigentümliche Klangfarbe der Worte im einzelnen, die geistige Welt des dichterischen Gebildes als Ganzem war uns noch nicht ein- und aufgegangen. Was im Gebilde an künstlerischem und seelischem Reichtum verhaftet ist, kann den Vielen nie und nie durch Rede aufgeschlossen werden. Immerhin kann vorbereitende Aufklärung den Genießenden bis an die Schwelle heraufführen,

ihn innerlich in die Haltung versetzen, ohne die ihm das Kunstwerk stumm bleibt.)*

„Der Teppich“ denkt zunächst an das Einzelgedicht. Man darf diese Gedanken sinngemäß auf das Gesamtwerk des Dichters anwenden. Auch die verknüpfenden Elemente des Gesamtwerkes werden dem sich Einfühlenden lebendig, sobald er vom Einzelgedicht abtritt, zurücktritt und auf das Ganze schaut. Eine klärende Gesamtbetrachtung legt uns der Dichter selbst im „Zeitgedicht“ nahe, mit dem er den „Siebenten Ring“ eröffnet. Da heißt es:

„Ihr sahet Wechsel, doch ich tat das Gleiche!“

Viele beachten jetzt die Kraft und die Schönheit einzelner Gedichte Georges, und sie erscheinen ihnen „klassisch“ im Blick auf die unruhige und sprunghafte Entwicklung der jüngsten deutschen Dichtung. Manche sind auf den Wechsel der Formen in dem wachsenden Werk des Dichters aufmerksam geworden, nur wenige sehen in diesem Wechsel das „Gleiche“, die geistige Welt. Dieses „Gleiche“ soll von uns an dem wichtigsten Quellpunkt aufgezeigt werden: wir stellen die Kunstanschauung des Dichters in ihren Grundzügen dar (I). Dann zeigen wir in einer zusammenfassenden Ueberschau die künstlerische Verarbeitung und dichterische Ausbeutung, die ein Grundelement des Gefühlslebens: Die Liebe, und ein Grundelement des Naturlebens: Die Landschaft, im Gesamtwerk Georges gefunden haben (II).**)

I.

Das Buch „Algabal“ konnte uns nur von einem Künstler geschenkt werden, der schon frühe die strengsten Forderungen an die Kunst stellte und die höchsten Maßstäbe an seine Dichtung anlegte. Innere Ein-

*) Aus der Literatur über George heben sich zwei Monographien heraus, die nicht nur andeuten und vorbereiten, sondern in das innerste Geheimnis des Dichters und seines Schaffens eindringen: L. Klages, St. George, Berlin 1902, und: F. Wolters, Herrschaft und Dienst, Berlin, Einhornpresse, Verlag D. v. Holtz, 1909. In beiden Schriften reden Dichter über den Dichter. Die ältere Schrift von Klages, wird durch ihren ersten allgemeinen Teil immer ihren Wert behalten. Besonders sei das jüngere Buch von Wolters denen empfohlen, die sich der Welt Georges nähern wollen. Es ist von Melchior Lechter geschmückt und ein Muster von echter und schöner Buchausstattung würdig des großen Künstlers, dem seine Seiten gelten.

***) Von Stefan George sind außer der Fibel, die wir wie die Uebertragungen nicht berücksichtigen, im Verlag Georg Bondi, Berlin folgende Werke erschienen, die wir mit den in Klammer bezeichneten Abkürzungen zitieren: 1. Hymnen. Pilgerfahrten. Algabal, 1898. — (A.) — 2. Die Bücher der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten, 1898 — (H.) — 3. Das Jahr der Seele, 1898. — (J.) — 4. Der Teppich des Lebens, 1900. — (T.) — 5. Der Siebente Ring, 1908. — (R.) — 6. Der Stern des Bundes, 1914. — (St.) — (Der Frica (1917) erschien nach Abschluß der Arbeit).

samkeit ist damals ein Wesenselement des Künstlers. Die von hohen Plänen und aufwühlenden Strebungen erfüllte Seele ist allein, baut sich ihr geistiges Reich, um sich der eigenen Fülle und Schaffenskraft vor sich selbst zu versichern, da ihr zitternder und doch so sicherer Klang draußen keinen Widerhall fände. Heiliger Zwang verweist nach innen. Der Dichter ist einsam nicht in der gewollten Geste des Hochmutes, nicht aus genießerischem Drang nach dem l'art pour l'art. Das meinen nur solche, die für erwählte und willkürlich angenommene Form halten, was aus geistiger Notwendigkeit geboren ward. Der Künstler will nicht einsam sein, er ist es. Um dies zu erkennen, wird man sich weniger auf einzelne Gedichte im Algabal berufen, sondern aus der geistigen Gesamthaltung des Buches seinen Schluß ziehen. Im Rückblick auf diese erste Epoche ruft „Das Zeitgedicht“ den Zeitgenossen zu:

Von einer ganzen Jugend rauhen Werken,
Ihr rietet nichts von Qualen durch den Sturm
Nach höchstem First, von fährlich blutigen Träumen.

Ihr Kundige laßt kein Schauern, laßt kein Lächeln;
Wart blind für was in dünnem Schleier schlief. (R. 6).

Das mahnt uns, nicht blind das dichterisch Geformte nur zu streifen, sondern aus ihm das zu erwecken, was an „Qualen“ und an „Träumen“ in dünnem Schleier schläft. Der Dichter wählt, um seine seelische Fülle auszuprägen, die ferne Gestalt des römischen Kaisers Algabal. Er will seine Gefühle nicht unmittelbar aussprechen. Er läßt um den Namen Algabal das innerlich Erlebte und Geschaute lebendig anschießen. Das Vorwort zu den „Sirtengedichten“ sagt, die Seele des Dichters sei hier vorübergehend in andere Zeiten und Weltlichkeiten geflohen. Aber diese Flucht ist nicht durch innerlich notwendige Abkehr von der Gegenwart bedingt. In den „Sängen eines fahrenden Spielmanns“ pulst lebendiges Fühlen des Dichters trotz des lose übergeworfenen mittelalterlichen Gewandes. Die „Preisgedichte“ gelten einigen jungen Männern und Frauen dieser Zeit. Die Seele ist aus ihrer Vereinsamung herausgetreten, fast immer trifft sie auf ein lebendiges Du, dem sie sich zuneigt. In diesen Büchern hat sich die Seele in anderen Zeiten und Weltlichkeiten „gewiegt“ (wie es im Vorwort heißt), in „Algabal“ ist sie in ihrer Not geflohen in die Seele des römischen Kaisers. Was hier dem Oberflächlichen starre Kälte dünkt, ist dem tiefer Schauenden die Zwiesprache eines glühenden, aber vereinsamten Herzens. Das „Unterreich“ wird uns geschildert als Algabals Schöpfung. (A. 91.)

Herrlich zaubert der Wille des Kaisers „ohne Beispiel“ Hallen und Grotten, Juwelen und Ströme hervor. So waltet gebietend die Seele des Dichters in dem Reich, das sie in sich ausbreitet, „in strahlendem

Kaufshe geboren". Sie leidet unter der leeren Dede, die sie umgibt, aus der sie kein erfrischender Hauch trifft. Sie spannt keine lebendigen Fäden nach außen, sie nährt sich an dem eigenen Lebensquell, der glühend in ihr aufquillt. Mgabal duldet es wohl, wenn die Knaben und Tänzer ihn zum Tempel des Großen Zeus geleiten. Aber vor dem Heiligtum müssen sie Halt machen: Vor dem Gottesbild will der Kaiser allein beten. Nur selten mischt sich der Einsame unter die Menge, die er manchmal im geheimen um ihre niedrigen Freuden beneidet. (N. 107.)

Wenn er, der Eine, sich unter die Vielen mischt und in jüchtig aufsteigender Sehnsucht sich zu den anderen hinneigen will, muß er sie schmerzlich um ihr miteinander so eng verbundenes Dasein beneiden und vor sich selbst aufschreiben, „Der eignen Artung Härte recht ermessend.“ (N. 107.)

Dann baut er sich wieder seine Träume für sich allein auf, bald nicht mehr neidisch auf das Los der Vielen, ganz aufgehend in seinem geistigen Reich:

Große Tage, wo im Geist ich nur der Herr der Welten hieß,
Da beriet ich mit den Göttern über ihren höchsten Plan,
Ihre Kinder stiegen nieder, mir zu Lust und untertan. (N. 114.)

Mgabal beklagt es, aus seinem selbstgeschaffenen Reich in die rauhe Wirklichkeit hinausgetreten zu sein („... um sie den schönsten Traum zerbrach.“ N. 120). Als dem Kaiser Szepter und Herrschaft entgleiten, flieht er nach dem fernen Osten, des Lebens überdrüssig. Wie einst die Flötenspieler vom Nil den Träumenden erquickten, so sind es jetzt die Hörner und Harfen der Syrer, die ihn vom Selbstmord abhalten (N. 111). Es findet keine Ausöhnung zwischen der rauhen Wirklichkeit und dem Traumreich des Kaisers statt. In den „Andenken“ versenkt sich der Kaiser, der nichts zur Wiedergewinnung seines „irdischen“ Reiches tut, ganz in die Vergangenheit jener großen Tage. Ohne daß wir einer ins einzelne gehenden Auslegung der Gedichte, die in einem bestimmten Sinn ihr konkretes Eigenleben führen, das Wort reden wollen, fassen wir das Werk als Ganzes auf als den Ausdruck der Einsamkeit des Künstlers. Die geistige Haltung dieses reichen, aber schwer zu ergründenden Buches ist nicht leicht hinter den dichterischen Formen herauszufühlen, weil die Seele des Dichters sich nur in der Formung der dichterischen Gebilde, nicht unmittelbar ausdrückt. Der Gegenpol hierzu ist das dritte Buch des „Sterns des Bundes“, in dem neue Weisheit klar und nackt verkündet wird. Es fehlt in „Mgabal“ auch nur ein leiser Fingerzeig, sich die Gedichte auszudeuten. Aber die gesamte künstlerische Haltung Georges nötigt dazu, nicht blind zu sein, für „was im dünnen Schleier schließt“. Einsamkeit und schroffen Gegensatz von Traum und Wirklichkeit sprechen auch die späteren Werke

unverhüllt aus. Wohl schwingt Liebe durch die ersten Zyklen des „Jahres der Seele“, aber später klingen die uns nun vertrauten Grundtöne wieder auf. (S. 52 u. 57.)

Der Dichter ist von Jugend auf für seinen hehren Beruf gezeichnet. An seiner Wiege singt „eine leidige Fee von Schatten und Tod“. Nur aus dem großen Lebensleid blüht die große Dichtkunst auf. (S. 56.)

Die herbe Strenge des Dichters gegen sich selbst, seine lautere Treue gegen seine Mission, der seelische Vollgehalt seiner Werke, ihre sprachtechnische Vollkommenheit künden uns durch ihr Dasein, wie hoch der Künstler seinen Beruf einschätzt. (N. 208.) Neben hohem Stolz wohnt aber tiefste Demut. (N. 212.) Der große Dichter wird die Muttersprache läutern und reinigen. Aber er wird sich aus ihren Elementen eine neue Sprache und damit eine jugendfrische Atmosphäre schaffen müssen, wenn die Muttersprache verbraucht ist:

Dann steckt auf jedem Wort der Menge Stempel,
Der Toren Mund macht süße Laute schal,
Ihr klagt: du Ton der Donner, Ton der Tempel
Ergreift du uns allmächtig noch einmal? (T. 24.)

Mit strengem Spott wird die leichte Kunst abgelehnt, die den überkommenen Sprachschatz, ohne ihn umzuformen, dazu benutzt, unechte Gefühle und anempfundene Stimmungen in Reime zu bringen. (Kammer, T. 47.) Solche Dichter reimten mühelos ohne inneren Zwang. Dem großen Dichter gerinnen seine Erlebnisse nur dann zu künstlerischen Gebilden, wenn die Weifestunde über ihn kommt. (Weihe, N. 12.) Er folgt der unbewußten und doch so sicheren Führung einer höheren Macht. Das Aufsteigen des Gedichtes läßt sich nicht erzwingen. Es ist ein Gnadengeschenk der Muse an den Würdigen und von ihr Geweihten. Mgabal gibt sich den Vorbereitungen hin, um Leib und Seele der Fürstin würdig zu machen, die ihm zugeführt werden soll. („Vorbereitungen“, S. 98.) So ist es Aufgabe des Dichters,

Seinen Geist in Einsamkeit zu schonen,
Ihn mit der Erharrung Schauer lohnen,

um mit der einen Stunde begnadigt zu werden, die in den ersten Versen an den Großherzog von Hessen (zum Hochzeitstag) gepriesen wird (N. 190).

Es wird hier gegenübergestellt: das Leben des Fürsten, der die Mitmenschen mit Worten und Taten zu jeder Stunde ohne seelische Schwankungen und Spannungen beglückt, — und das Leben des Dichters, der dem flüchtigen Glück des breiten Lebens entsagt, seinen Geist läutert, um so die Eine Stunde der dichterischen Empfängnis zu erleben. (Empfängnis, N. 146.) Der Dichter kann deshalb nicht singen „wie der

Vogel singt“. Er sehnt sich wohl manchmal nach volleren Klängen, muß sich aber bescheiden, weil ihm die Eine Stunde noch nicht beschert ist. (S. 49.)

Je nachdem sich die hervorquellenden Reime dem allgemeinen Empfinden nähern oder von ihm entfernen, wird der Beifall der Zeitgenossen sich laut oder leise melden. (S. 54.)

In dürren Zeiten wird sich der Dichter bescheiden, bis die Seele ihre Fülle wieder gewonnen hat, der schöne Sang dann zwanglos ihr entquillt. Das Gedicht, das von den „Pilgerfahrten“ zu „Agabal“ überleitet, hat solche Gedanken verhällt im Wilde ausgesprochen. (Die Spange, A. 83.)

Weil das vollendete Kunstwerk dem Dichter nur selten und nach entsagungsvollen Vorbereitungen geschenkt wird, ist sein Leben schwer. Die Verzweiflung ist ihm nicht fremd. (A. 71.)

Der Engel erinnert im „Vorspiel“ den Dichter daran, wie er in einer gefährlichen Stunde des Mißmutes die innere Bindung an ihn gewaltsam lösen wollte. Er war bereit, Lehre und Altar zu verleugnen, weil ihm die übertragene Mission zu schwer dünkte. (T. 19.) Er will den Engel lassen, aber der Engel läßt ihn nicht. Wenn der Dichter sich auch ihm entwinden will, er lenkt ihn zurück in seinen Bann

Mit einem Ton, wie einst den Geist umspann
Beim Märchen der antiktischen Sirenen
Und mit dem langen Schwermutblick der jenen
Des Meisters an dem See der Heimat gleich,
Als er die Jünger fragte: liebt ihr mich. (T. 17.)

In „Agabal“ war die Seele so einsam, daß sie kein Du hatte. Nun sind die trostreichen und hebenden Mächte der Seele und des Daseins lebendig geworden. Die sind in der Gestalt des Engels verkörpert, „sie allein müßte ihren Schöpfer unsterblich machen“. (M. Susman.) Die Gestalt des Engels ist von herrlicher Fülle und Plastik. Der Engel führt den Dichter in den Wirrnissen des Lebens und in den Nöten der Kunst. Dem ringenden Dichter wird Antwort auf seine quälenden Fragen, er schenkt auch die Kraft, der schwellenden Ueberfülle des Herzens zu gebieten und sie im strengen Gebilde zu formen. (T. 23.)

Die geheimnisvolle, ewige Macht überkommt den Menschen, wenn der Blitz über ihm zuckt, „der sich nicht rufen läßt“. (T. 24.)

Da sind alle inneren Hemmungen überwunden, feierlich und hehr, frei und leicht entquillt das Lied. Gedanke schließt sich an Gedanke, ein Reim eilt dem anderen Reim zu. Der Dichter fühlt sich über alle Enge hinausgehoben, die „Vorbereitungen“ werden reich gelohnt, alles Quälende und Gepreßte ist gewichen, die Stimme ist laut und klar, rein und voll.

Jetzt darf er die Lieder so reich und quellend singen, wie es von jeher sein glühender Wunsch war.

Er darf nun reden wie herab vom Aether,
Der neue Lichter zündete im Nachten,
Erlösung fand aus dumpfen Lebens Schmachten,
Der lang verborgen als ein sicherer Täter

Die wellen Erden hob durch neue Glänze
Und seinen Brüdern durch sein Amt bedeutet,
Wo sie vor allen wahren Ruhm erbeutet,
Und das Geheimnis lehrte neuer Tänze.

Ihn wird die Ehre drum wie keinen thronen,
Dem sich in froher Huldigung ergaben
Die Seherfrauen und die edlen Knaben, —
Die Herrscher, denen künftig Völker frohnen.

So steigt allein den Göttern Opferbrodem
Wie ihm der heiligen Jugend Lobestimme,
Die über seine Stufen höher klinge,
In ihrem Odem viel von seinem Odem. (T. 30.)

Das Amt des Dichters wird hier mit religiöser Weihe umkleidet. Der Dichter darf sich als „gottentsandten Sprecher“ fühlen, sich bewußt einreihen in die kleine Schar der Auserwählten und Gezeichneten. Wenn die Stimme des Dichters oft keinen lebendigen Widerhall und kein klingen- des Echo in der Zeit findet,

So sind dir Trost und Beispiel höchste Meister,
Die attischen, die reinsten Gottesdiener,
Der Nebelinseln finstrier Fürst der Geister,
Balcluzas Siedler und der Florentiner. (T. 31.)

Neben den griechischen Künstlern werden Shakespeare, Petrarca, Dante als Vorbilder des Künstlers genannt, der seiner Sendung ohne Rücksicht auf Ruhm oder Beifall treu bleibt. Diese Klänge, die zuerst im „Vorspiel“ angeschlagen werden, ertönen noch voller, demütiger, stolzer in zwei ganz großen Gedichten des „Siebenten Rings“. In „Empfängnis“ wird die Seele ganz überwältigt von der Gnade und Größe der Macht, die über ihr waltet, sie ist erfüllt von dem glühenden Wunsch, sich rückhaltlos an sie hinzugeben. (R. 146.) Die Seele ist hilflos, sie greift nicht ihr Schicksal, sondern ihr Gott ergreift sie im Sturme. Sie will nichts sein als das Gefäß, das die göttliche Macht sich weihen soll.

Daß kein Laut mehr in mir poche
Anders wie der dir gemäße:

Preße mich in deinem Joche,
Schließ mich ein in wolkigem Bausche,
Nimm und weih mich zum Gefäße!
Fülle mich: ich lieg und lausche!

In den letzten Zeilen des anderen Gedichts: Entrückung (N. 122), dem gewaltigen Schlußstein von „Magimin“, bekennt sich der Dichter nicht nur als „gottentsandt“, sondern seine Stimme ist jetzt „nur“ ein Dröhnen der heiligen Stimme.

Ich löse mich in Tönen, kreisend, webend,
Ungründigen Danke und unbenannten Lobes,
Dem großen Atem wunschlos mich ergebend.

Der Boden schüttert weiß und weich wie Wolke . .
Ich steige über Schluchten ungeheuer,
Ich fühle, wie ich über letzter Wolke
In einem Meer kristallinen Glanzes schwimme —
Ich bin ein Funke nur vom heiligen Feuer,
Ich bin ein Dröhnen nur der heiligen Stimme.

Das Ich des Dichters ist von allen Schlacken befreit, es ist kosmisch geworden. Er sängt nun nicht mehr nur seine persönlichen Leiden und Freuden. Er wird alles aus dem Bereiche des rein persönlichen Erlebens herausheben in die Sphäre des Ewigen, in die Atmosphäre des Kosmischen. Die einzelnen Werke bedeuten jeweils einen Schritt vorwärts auf diesem Wege. Die Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Jahres der Seele“ wendet sich an solche, die meinten, „es helfe zum tieferen Verständnis, wenn sie im „Jahre der Seele“ bestimmte Personen und Dexter ausfindig machten“, mit der Mahnung: „möge man vermeiden, sich unweise an das menschliche oder landschaftliche Urbild zu kehren: es hat durch die Kunst solche Umformung erfahren, daß es dem Schöpfer selber unbedeutend wurde und ein Wissen-Darum für jeden anderen eher verwirrt als löst.“ Im „Siebenten Ring“ und im „Stern des Bundes“ ist diese Umformung durch die Kunst so vollendet, daß niemand versucht ist, „bestimmte Personen und Dexter“ ausfindig zu machen. In „Magimin“ ist das nötige „Wissen-Darum“ ganz in den Anfangszeilen gegeben:

Dem bist du Kind, dem Freund. (N. 96.)

Diese Zeile gibt Aufschluß über Alter und Geschlecht des Verewigten, den diese Gedichtfolge verherrlicht. In ihr soll uns der Verstorbene nicht in seinem irdischen Leben geschildert werden. Im Mittelpunkt steht das erschütternde Erlebnis, das dem Dichter durch die Begegnung mit diesem Jüngling zuteil wurde. Nur eitle Wißbegierde wird nach dem „Urbild“ fragen. Jedenfalls bleibt das Kunstwerk dem müßigen Frager die Antwort schuldig. Alles Persönliche ist so ausgeschaltet, die

dichterische Umschmelzung und Läuterung ist so weit gediehen, daß uns Maximin weniger um seiner selbst, als um des Dichters willen in den Bannkreis zieht. Später, in den Eingangsgedichten zum „Stern des Bundes“ bedeutet Maximin kaum mehr ein Individuum, sondern ist ein Symbol. (Stern, 9, Schluß.) Eine neue Epoche hat mit Maximin in des Dichters Leben begonnen, er ist dem Dasein wie neu beseligt wiedergefchenkt. (8, Schluß.) —

Bei einem Künstler, der wie George ganz in seinem Werk, in seiner dichterischen Mission aufgeht, ist ein starkes Selbstbewußtsein zu erwarten. Er darf sich in herben Worten beklagen, wenn seine Dichtung ohne Widerhall bleibt. In „Agabal“ verweilt die Seele abgeschlossen in ihren Bezirken. Wenn im „Jahr der Seele“ und im „Teppich“ von der Menge die Rede ist, so ist die Stellung zu ihr rein negativ bestimmt. Die innere Wesensverschiedenheit ist so groß, daß es vergeblich wäre, wenn der Dichter sich ihr, und sei es zum Kampf, näherte. Nur manchmal neigt sich der Dichter aus seiner Einsamkeit der Menge zu, wenn großer Schmerz und tiefe Freude sie verklären. (I. 27; N. 21, Schluß.) Dann führt edles Feuer und glühende Begeisterung die Seelen der Vielen und des Einen zusammen. Das Kloster wird im „Teppich“ nicht aus kirchlichen Tendenzen heraus gepriesen, sondern als Zufluchtsort von Gleichgesinnten vor den „lauten Horden“. (I. 57.) Der Dichter scheidet sich in den früheren Werken von der Menge, aber im „Siebenten Ring“ geht er zum Angriff über. Harte Worte werden nun gegen die Vielen laut, so in den Zeitgedichten, die Nietzsche und Goethe feiern. Das letzte der Zeitgedichte beginnt: „Ich euch Gewissen!“ (N. 32.) Nun greift der die Fanfare, der früher den Kampf mied. (N. 7.)

Die ethischen Tendenzen im Werk Georges sind von Jahr zu Jahr stärker hervorgetreten. In den früheren Werken ist sein Ideal eines erhöhten Menschentums noch in die dichterischen Gebilde eingebettet. Im „Teppich“ sind die ihn bestimmenden Lebensmächte und Kulturkreise in verwirrender Fülle vor uns ausgebreitet, im „Vorpiel“ formt er die sein persönliches und künstlerisches Sein gestaltenden Kräfte. Nun hat die Seele sich ihr eigenes Reich gebaut, jetzt fühlt sie sich sicher in den Bezirken ihrer Herrschaft, tritt in die Breite des Lebens mit rüchendem und prophetischem Amt. Wohl stellt der Dichter im „Teppich“ zustimmende und ablehnende Haltung klar und nachdrücklich heraus. Aber erst aus den wuchtigen Zeitgedichten des „Siebenten Ringes“ und aus dem „Stern des Bundes“ spricht „der Richter“. Die Hand, welche die einschmeichelnden Verse des „Jahres der Seele“ in zarten Buchstaben als „flüchtiges Gedränge scheuer Reime“ (I. 49) niederschrieb und die voll und tönend dahinrollenden Strophen im „Teppich“, im Buch des Lebens, formte, gräbt jetzt die wuchtigen Rhythmen der „Zeitgedichte“ und des „Sterns“ in das Buch der Zeit, unserer Zeit. Die Stimme, die zuerst mit sich selbst stille Zwiesprache hielt, die erhabenen Geister

begnadeter Vergangenen für sich beschwor, später Wort und Zuspruch an die Geliebte oder den erwählten Freundeskreis richtete, sie drängt nun mit schroffer Wucht schonungslos und erbittert hinein in die Ebenen der Zeit, dringt laut in die Herzen unseres Volkes. Das Volk veräußt das Eine, was not ist. Das allzu betriebsame Rennen auf dem „Stadt-*plaz*“ (N. 207), das allzu geschäftige Hasten am „*Stadtufer*“ (ebenda) erfüllen den Dichter mit Schmerz.

Betriebsamkeit und Erwerb können über innere Leere nicht hinwegtäuschen. Dem verheerenden Materialismus, der die Seelen verödet, wird ein ideales Menschentum gegenübergestellt, das mit heiterer Anmut und starker Würde aus Leib und Seele ausstrahlt.

Den Verworfenen der „*Toten Stadt*“ (N. 30) wird keine Hilfe. Sie bleiben: „im Ueberflusse siech“. Nur eine kleine Zahl Würdiger wird errettet. Damit sind wir in einem Gedankenkreis, der im „*Stern des Bundes*“ weiter ausgebaut ist. In früheren Büchern schied sich der Dichter von den Unwürdigen, später griff er sie an, nun wird er vor allen für alle zum Richter. („*Der Richter*“ ist der Titel des Tagebuchs S. Kierkegaards.) An die Stelle von Abkehr und Wehmut, die ihren Gram in sich verschließt, tritt lodernder Zorn, der wuchtig nach außen ausbricht. Das Selbstbewußtsein des Dichters ist durch die vollendeten Leistungen seines reichen Werkes blühend und schwellend geworden. Wer sein Ich in straffer Selbstzucht gebildet und sein Werk in Blut und Helle geformt hat, der darf die Zeit richten. Da herrscht dann keine private Verstimmung, denn es gilt nicht die persönliche Sache des eigenen Ichs, sondern Gottes Sache. Gott hat der Dichter durch sein Werk gedient, so lange er sich entfinnen kann. (St. 13.) Auch grünt der Same, den er in seinem Werk ausgestreut hat, heute unausrottbar (14), aber die Schar der ihm Zugewandten ist noch klein. Den Anderen gilt das kommende Gericht. Hier erhebt sich die schrille und harte Stimme zu nie geahnter Wucht. Nun greift der Dichter nicht die Fanfare, sondern die eifernde Posaune. (N. 7.)

Aus Purpurgluten sprach des Himmels Zorn:
Mein Blick ist abgewandt von diesem Volk . .
Siech ist der Geist! Tot ist die Tat! (St. 22.)

Was schon genannt ist, liegt gefällt umher,
Der leer Gehäus, — ein stumpfes Waffens Der:
Die Eingereichten und die Rückgewandten . .
Bringt Kranz und Krone für den Ungenannten!

(31, siehe auch 36, 41.)

Ein Geschlecht,

Das blinz, nicht sieht, — nicht fühlt, nur zuckt und schüttert

(93), hat sich die heisenden Kraftquellen des Lebens verschlossen, die dem Sehnenenden und Willigen in ungebrochener Machtfülle strömen.

(23.) Ein blizartig hervorbrechendes Gericht wird alles vernichten, was in seiner Schwäche reif für den Untergang ist. Schon im „*Siebenten Ring*“ Klang (außer: Nachen, Graböffner, 203) der Gerichtsgedanke auf in einem „*Jahrhundertspruch*“. (209.) Nur so kommt für die verfeinerte und brüchige Zeit die Wiedergeburt. Aus der Schlacht, welche die Menschen unter sich auskämpfen, wird das Gericht, das Gott über sie verhängt. Wieder schaut der Dichter allein, was alle anderen nicht sehen. (30.) Man wird an alttestamentliche oder apokalyptische Bilder des Großen Gerichts erinnert. Die Sprache ist schmucklos, voll und gedrängt. Von hier aus ist die geistige Haltung der Dichtung „*Der Krieg*“ zu verstehen. Das Alte darf vernichtet werden, weil ein Neues Reich, ein Neuer Bund heranwächst, von einer kleinen treuen Schar behütet. (77.) Ein neuer Adel wächst heran, ein neues Wort wirkt sich in einem neuen Volke aus. (79, 85.) Neue Tafeln werden aufgerichtet. (86 ff.) Die Jünger wollen voreilig dem Volk das Neue bringen, aber der Meister hält sie zurück, er weiß allein, wann es Zeit ist hervorzutreten. (92.) Die große Zahl tut es ja nicht, die Echten und Lebendigen werden sich schon im rechten Augenblick anschließen. (96.) Der Richter wird zum Propheten. Er preist das Neue Reich, das er schafft. Es blüht langsam, aber unaufhaltsam herauf, es lebt in zarten, starken Reimen, es wird sich Bahn brechen.

Die Schlußgedichte der Werke Georges wurden von Buch zu Buch zuversichtlicher. Ein religiöser Grundton schwang immer stärker mit. Die Verse wurden breiter und wuchtiger. Nun klingt das herbe Buch des Richters aus in einem zuversichtlichen Choralgesang, zuletzt ist Religion nicht mehr ein Element neben anderen Elementen, Religion ist jetzt das tragende Element geworden.

Das heilige Loblied steigt, der ewige Born:
Gottes Pfad ist uns geweitet,
Gottes Band ist uns bestimmt,
Gottes Krieg ist uns entzündet,
Gottes Kranz ist uns erkannt.
Gottes Ruh in unseren Herzen,
Gottes Kraft in unserer Brust,
Gottes Zorn auf unsren Stirnen,
Gottes Brunst auf unsrem Mund.
Gottes Band hat uns umschlossen,
Gottes Blic hat uns durchglüht,
Gottes Heil ist uns ergossen,
Gottes Glück ist uns erblüht. (108.)

II.

In „*Agabal*“ kommt die Liebe nicht zum Wort. Nur einmal überfällt den Kaiser ein flüchtiger Liebesrausch. Die Westalin erregt seine Aufmerksamkeit durch die vornehme Art, wie sie das schlichte Priester-

Kleid trägt, als sei es ein Fürstenmantel. Später fällt sie ihm im Zirkus auf, bei den Spielen und Kämpfen. (N. 118.)

Mit blinder Gewalt will der einsame Kaiser ein reines Leben in sein unsicheres Sein hineinziehen, um so die Qual der Vereinsamung los zu werden. Mochte sich der Leib in einem raschen Kaufsch vergessen, die Seele wurde in ihrer Unrast nicht gestillt. — In den „Hymnen und Pilgerfahrten“ kommt die Sehnsucht nach Liebe selten zum Ausdruck. Die Leidenschaft ist glühend, aber noch verhalten, wie es der Ferne und Zurückgezogenheit beider Bücher entspricht. Bei der „Begegnung“ wagen die scheuen Blicke des Liebenden kaum an der Gestalt der Geliebten zu haften. (N. 22.)

Trotzdem prägt sich das geschaute Bild tief ein, die fernen Formen werden in langen, wachen Nächten Zug um Zug beschworen. Aber kein bekennendes Wort löst die innere Spannung. Nehmlich schwingt sich die Leidenschaft in der „Nacht hymne“ nur nach innen aus. Der Liebende ist bereit, sich zum Opfer in den Tod um der Geliebten willen dahinzugehen. Er beneidet den Niesel, den der Saum des Kleides der Geliebten kröstet, während er sich ohne Erhörung in Sehnsucht verzehrt.

Dieselben Gefühlselemente tragen das Gedicht „Lauschest du des Feuers Gefange“. Nur ein stilles, scheues Werben wird gestattet, den Liebenden lohnt kein erhörendes Wort. Der Liebende bescheidet sich, wenn sein Werben nicht zurückgewiesen wird, Duldung dünkt ihm fast schon Gewährung.

Wenn die liebende Seele ihr Werben nicht bekennen kann, gesteht sie sich selbst ihr Sehnen, wie die Sängerin Erinna, deren Gedanken um Eurialus kreisen. (S. 28.) Die Liebende, die durch das Gittertor des Parks auf das ferne Sehnen der Flöte des Geliebten lauscht, wäre schon beglückt, wenn er sie bei der täglichen Begegnung lohnte „mit gelinderem Tritt“. Auch hier hat noch kein lösendes Wort die Liebe, die nach innen glüht, gelindert. (N. 65.)

Kann die verzehrende Glut aber nicht mehr beherrscht werden, so bricht sie sich selbst Bahn, schlägt in hellen Flammen ungewollt und plötzlich heraus, Klugheit und Scham überrennend.

Wenn aus der Gondel sie zur Treppe stieg,
So ließ sie lässig die Gewände wallen
Und wie nach grollend anerkanntem Sieg
Des greifen Edlen Stütze sich gefallen.

Kein sanfter Ton versing in ihrem Ohr,
Bei Festen saß sie eifrig in den Sälen,
Nur an den Decken brauner Engel Chor
Verstand es, ihr von Freuden zu erzählen.

In schweren Sammet hat sie sich gebauscht,
Den ersten Hub aus unerhörten Frachten,
Und an dem reichen Dele sich berauscht,
Das neulings ihr die Inderschiffe brachten.

Nun hat sie in verhangenem Gemach
Zu einem ruhmlosen Fant gesprochen:
„Bermelde man am Markte meine Schmach,
Ich liege vor dir, niedrig und gebrochen.“ (N. 64.)

Dieses farbensatte „Gesicht“ erinnert an den Brunk der prächtigen Bilder Veroneses und muß unter die Gedichte gezählt werden, in denen der Dichter eine vergangene Kultur beschwört und leibhaftig schauen läßt. Das herrische Selbstbewußtsein der reichen Zeit, in der die Inderschiffe ihre unerhörten Frachten nach der Lagunenstadt bringen, hat sich in diesem stolzen Weib verkörpert. Raum nimmt sie die Huldigung des greifen Edlen an, aber auch jedem Verbewort bleibt sie verschlossen. Da überfällt sie plötzlich die rasende Leidenschaft zu dem jungen Fant; sie kann ihr Inneres nicht zusammenhalten und liegt voll hingegeben vor ihm auf den Knien, die sich vor keinem Edlen und Gereiften beugen. In ein reiches Bild ist ein Erlebnis eingekleidet, das nicht so selten erlebt, aber selten im Gebilde gestaltet wird: wie, uns selber unbewußt und ungewollt, eine rein sinnliche Leidenschaft unserer Herr wird.

Bricht hier das Liebesbekenntnis als ein jähes Stammeln hervor, so spricht es sich in anderen Gedichten offen, aber verhalten aus, wie in den Liedern des „Siebenten Ringes“. Ein inständiges, anhaltendes Werben durchglüht die Anfangszeilen des Gedichts, das die „Gezeiten“ eröffnet. (N. 66.) So innig die Töne der Werbung erklingen, so scharf und klar wird die Grenze nach denen gezogen, die Erhörung gewähren, aber zu früh oder zu spät. (Kairo, N. 188.) Wie dieser Mann den rechten Augenblick versäumte und ihm danach das Tor des Herzens für immer verschlossen blieb, hat auch Menippa die Frist verstreichen lassen, in der sie das Geschick des Geliebten an ihr Schicksal hätte fesseln können.

Menippa! Wenn auch deines Auges sich bewufter Glanz
Wie früher noch mich lockt: verstreichen liebest du die Frist,
Wo du mich hättest lenken können einem Kinde gleich,
Wo jedes deiner Worte mir ein süßer Hauch gedäucht
Und jeder deiner Mäkel nur ein frischer Reiz; mir gilt
Nun vor der deinen die Geberde jener Tänzerin,
Kein Wunderding erscheint mir mehr die Narbe deines Kinns
Und wenig bin ich in Gefahr an deiner Seite, ob
Du auch bei unfrem Gange unter dunklen Uferbäumen
Den Sklaven fortbefohlen, der vor uns die Fackel trug. (S. 34.)

Wo versucht wird, ruhige Freundschaftsbezeugungen gewaltsam in erzwungene Liebe mit „mißlicher Wende“ umzukehren, weist Strenge die Aufwallungen zurück. (S. 75.) Jugendlicher Uebermut will sich manchmal voreilig in den heiligen Bezirken der schenkenden Liebe festsetzen. Dann wird bestimmt daran erinnert, daß die große Liebe sich nur dem schenkt, der sie durch Opfer erringt. (R. 80; St. 67.) Ungetrübtes Liebesglück kommt in dem Gesamtwerk des Dichters verhältnismäßig selten zum Ausdruck. An den Rausch einer raschen Erfüllung erinnern die wuchtigen Zeilen:

Da waren Trümmer nicht noch Scherben,
Da war kein Abgrund, war kein Grab,
Da war kein Sehnen, war kein Werben:
Wo eine Stunde alles gab.

Von tausend Blüten war ein Quillen
Im Purpurlicht der Zauberei.
Des Vogelfangs unbändig Schrillaen
Durchbrach des Frühlings erster Schrei.

Das war ein Stürzen ohne Säume,
Ein Rasen, das kein Arm beengt, —
Ein Deffnen neuer duftiger Räume,
Ein Rausch, der alle Sinne mengt. — (R. 85).

Auf ein volles Liebesglück schauen diese glühenden und doch so kauschen Verse zurück:

Du liehest nach im Staunen willig niedersinkend,
Erstöhnend vor dem jähen Ueberfluß,
Du standest auf in einer reinen Glorie blinkend,
Du warst betäubt vom atemlosen Ruß.

Und eine Stunde kam: da ruhten die Umstrickten,
Noch glühend von der Lippe wildem Schwung,
Da war im Raum, durch den die sanften Sterne blickten,
Von Gold und Rosen eine Dämmerung. — (R. 71).

Förderlich ist eine Gegenüberstellung der Erotik Dehmels und des Gros bei George. Bei Dehmel ist die Erotik oft geschlechtlich orientiert, obwohl er eine Ausweitung der erotischen Elemente ins Kosmische anstrebt. Das gelingt ihm selten. Bei George durchzittert eine glühende Sinnlichkeit im weiten Sinn des Wortes viele Gedichte des Werkes, aber das Geschlechtliche ist aufgelöst ins Kosmische.

Schauen die beiden oben wiedergegebenen Gedichte auf das Liebesglück zurück, so wird in diesen zwei herrlichen Strophen die Vergangenheit gepriesen und um ihrerwillen noch reiche Ernte von der Zukunft erhofft:

Stern, der dies Jahr mir regiere!
Der durch des Reimmonats wehende Fehde
Von einem heiteren Sommer mir rede
Und auch mit Blumen die Ernte verziere . .
Daß sich in lächelndem Schimmer verliere
Ernster beladener Tage Getöse,
Heimliche Weisheit durch fahrvolle, böse
Ueberfinsterte Wege mich rette,
Meine schweifenden Wünsche kette
Und meine ängstenden Rätsel mir löse!

Lag doch in jenen schenkenden Nächten
Deine Wange schon an meinen Knien,
Wenn sich die zitternden Melodien
Rangen empor aus dumpf hallenden Schächten!
Folgest dem Spiel von sich streitenden Mächten:
Meiner Gesichte vergangene Gnade
Und meine Leiden am fernen Gestade
Bis zu der Frühwolken rosigem Klären . .
Wie auf der Schwester verschlungene Mären
Lauschte die liebliche Doniafade. (R. 69.)

Die erlösende Macht der Liebe wird auch sonst dankbar bekannt. (S. 68, 70.) In trüben Zeiten ist die Geliebte Trösterin und Helferin, auch wenn die Höhepunkte der Liebe schon überschritten sind.

Die Blut abgeebbter Liebeserlebnisse läßt sich nicht mehr zurückrufen. (R. 173.) Die trübe Erkenntnis, daß so leicht kein Liebesglück volle Erlösung bringt, weil sich die liebenden Seelen im tiefsten Grunde nicht einen können, kommt in erschütternder Weise in den „Sezeiten“ des „Siebenten Ringes“ zur Aussprache.

„Trübe Seele — so fragtest du — was trägst du Trauer?“

Ist dies für unser großes Glück dein Dank?“

„Schwache Seele — so sagt ich dir — schon ist in Trauer
Dies Glück verkehrt und macht mich sterbenskrank.“

„Bleiche Seele — so fragtest du — dann losch die Flamme
Auf ewig dir, die göttlich in uns brennt?“

„Blinde Seele — so sagt ich dir — ich bin voll Flamme:
Mein ganzer Schmerz ist Sehnsucht nur, die brennt.“

„Harte Seele — so fragtest du — ist mehr zu geben
Als Jugend gibt? Ich gab mein ganzes Gut!

Und kann von einem höheren Wunsch ein Busen beben
Als diesem: nimm zu deinem Heil mein Blut!“

„Reichte Seele — so sagt ich dir — was ist dir Lieben!
Ein Schatten kaum von dem, was ich dir bot!“

„Dunkle Seele — so sagtest du — ich muß dich lieben
Ist auch durch dich mein schöner Traum nun tot.“ (R. 77.)

Die höchste Erfüllung schließt das tragischste Liebesleid ein. Die schwache, leichte, blinde Seele muß das von der harten, trüben, bleichen Seele lernen. Ihr schöner Traum ist tot: sie erlebt die Tragik der großen Liebe.

Als der „Siebente Ring“, der den tiefsten Einblick in die Macht des Gros bei dem Dichter verstattet, noch nicht erschienen war, hat Klages es ausgesprochen: „Wir ahnen Reichtum und heiße Festigkeit der Leidenschaften und eine solche Tönungsleiter menschlich-gegenseitiger Gefühle, daß dagegen gehalten selbst Goethes Triebereich monoton erscheint.“ So erhabene Liebesgedichte, wie sie der „Siebente Ring“ bringt, heilen von dem Wahn, der Dichter huldige dem Grundsatz: l'art pour l'art. — „Abschluß“ (N. 82.) bezeugt eine Treue, die aushält, auch wenn der Rausch der Leidenschaft abebbt. Diese Liebe läßt sich willig in ruhigere Bahnen überleiten zum Dank für früher gewährtes Glück. Wenn die Seele die Erfüllung und Gewährung in der Liebe nicht findet, zieht sie sich in Dual in ihre innere Einsamkeit zurück.

Du sagst, daß Fels und Mauer freudig sich umwalden
Und führst mich wie durch dumpfen Trümmerfall.
Mir klingen Sterbeglocken von den heitren Galden,
Du singst ein Lied im Blütenüberschwall.
Sie, die nicht bleiben wollten und doch weinend schieden,
Umschweben mich, indes du lächelnd schaust . .
O lehren wir zurück, da mir im Mittagsfrieden
Vor der enkrafteten Dual Geständnis graust!
Schon schwindet mir die Kraft, im Schweigen zu verbluten,
Daß du zum Heil dir, mir zum Tod dich trogst . .
Ich will noch länger dankbar sein für die Minuten,
Wo du mir schön erschienst und mich bewogst . .
Lebwohl! Du wirst nicht sehen, wenn in Schmerz und Schwäche
Mein Blick sich feucht geblendet senkt und schliefst,
Und wenn die Sonne hinter der entseelten Fläche
Im stumpfen Blau ihr tiefes Gold vergießt. (N. 76).

Die Liebe bringt Tragik, die gleichsam schon in ihr liegt, sie schafft sich aber auch selbst Fein, indem sie gewaltsam ihr Glück zerstört. (S. 69.) Dann tötet die Liebe gleichsam sich selbst. Der Liebende steht mit schmerzlicher Reue vor der Zerstörung, die er selbst angerichtet hat.

Trauervolle Nacht!
Schwarze Sammetdecke dämpft
Schritte im Gemach,
Worin die Liebe kämpft.

Den Tod gab ihr dein Wunsch;
Nun stiehst du bleich und stumm
Sie auf der Bahre ruh'n;
Es stecken Lichter drum.

Die Lichter brennen ab;
Du eilest blind hinaus,
Nachdem die Liebe starb, —
Und Weinen schallt im Haus. (S. 100).

Dann wird vergeblich das zerstörte Liebesglück zurückgeseht. Die Seele ist allein. (S. 101, 103.) Nach schmerzlicher Erfahrung meidet wohl der Liebende dann später eine andere Seele aus Liebe, um sie, die unberührte, nicht in den vernichtenden Liebeswirbel hineinzuziehen. Schon früh klingt das in einem zarten Liede auf.

Sieh, mein Kind, ich gehe.
Denn du darfst nicht kennen,
Nicht einmal durch Kennen,
Menschenmüh und Wehe.

Mir ist um dich hange.
Sieh, mein Kind, ich gehe,
Daß auf deiner Wange
Nicht der Duft verwehe.

Würde dich belehren,
Müßte dich verkehren,
Und das macht mir Wehe.
Sieh, mein Kind, ich gehe. (S. 75).

* * *

In einer Dichtung, die so wenig am bloß Gedanklichen, aber so tief im Anschaulich-Sichtbaren haftet, wird die Landschaft einen bedeutamen Platz einnehmen. Wir finden bei George nur ein paar Landschaftsbilder, die wir objektiv nennen möchten, weil sie ihr Eigenleben haben, in sich rund und vollendet sind, ohne symbolische Bezüge oder persönliche Nuancen zu enthalten. Gleich die „Pilgerfahrten“ bringen ein vollendetes Gedicht dieser Gruppe. (N. 57, Mühle, laß die Arme still.) Nach der ersten Kommunion kehren die weißgekleideten Mädchen nach Hause zurück. Die schwache Eisdecke bricht ein und sie versinken.

Ram ein Pfiff am Grund entlang?
Alle Lampen flackern bang.
War es nicht, als ob es riese?
Es empfangen ihre Bräute
Schwarze Knaben aus der Tiefe . . .
Glocke läute, Glocke läute!

Abgesehen von der Schlußzeile, die auf die Stimmung der beiden im Abend Schatten Wandelnden hindeutet, ist auch das folgende Gedicht in sich geschlossen. Dort herbe Klänge, um das Unheimliche der Situation

zu zeichnen, hier eine musikalische Fülle, die sanfte Stille in der Abendlandschaft vor Ohr und Auge hinzzaubernd.

Der Hügel, wo wir wandeln, liegt im Schatten,
Indes der drüben noch im Lichte weht,
Der Mond auf seinen zarten grünen Matten
Nur erst als kleine weiße Wolke schwebt.

Die Straßen, weithin deutend, werden blasser,
Den Wandrern bietet ein Gelispel Halt,
Ist es vom Berg ein unsichtbares Wasser,
Ist es ein Vogel, der sein Schlaflied lallt?

Der Dunkelfalter zwei, die sich verfrühten,
Verfolgen sich von Halm zu Halm im Scherz . . .
Der Rain bereitet aus Gesträuch und Blüten
Den Duft des Abends für gedämpften Schmerz. (S. 111).

Im „Gewitter“ (T. 45) haben wir ein Gedicht, das objektiv und in bedeutender Art zugleich subjektiv ist. Es bezeugt eine mythische Naturauffassung des Dichters. Wir sollen an die entschwundenen Zeiten gemahnt werden, denen die Natur noch kein streng kausal bestimmter, mechanischer Komplex bedeutete. Ihre bewegenden Kräfte wurden nicht nur lebendig geschaut, sondern verdichteten sich zu Gestalten, Dämonen, Gottheiten. Das abziehende Gewitter mit jäh-starken und schwach-zudenden Blitzen, dumpf grollenden und leise nachhallenden Donnern wird hier mythisch gestaltet. Der moderne Mensch sieht das Abrollen und Auswirken unlebendiger Mechanismen, wo der schauende Dichter ein dramatisches Walten ungebrochener Naturkräfte erlebt.

In den besprochenen Gedichten führt die Landschaft in irgendeinem Sinn ihr Eigenleben. Ein persönliches Moment tritt sofort hinzu, wenn das Landschaftsbild etwa so vor uns aufgerollt wird, daß der Dichter die Landschaft mit anderen schauend genießt oder wandernd durchstreift. Im „Dünenhaus“ (T. 71) findet der Wanderer bei dem holländischen Dichter A. Verwey und seiner Gattin eine gastliche Stätte. Vor uns tauchen auf das einsame Haus und die weite Düne, absichtlich etwas verschwommen gehalten.

Den beiden Herbstlandschaften im „Ring“ (130, 132) ist gemeinsam, daß der Dichter und der Geliebte sie zusammen durchwandern. Es wird hier nicht sogleich ein großzügiges Bild vor uns entworfen, sondern zwanglos reißen sich die konkreten Einzelzüge aneinander. In „Landschaft II“ ist die einfache und doch blühende Diktion, der große fast in einem Satz dahinschwellende Zug bewundernswert. (Der lange Atem, das zwanglose Durchhalten macht uns auch den „Weißen Gesang“ (S. 66) so köstlich.) Die schlichte Erinnerung an gemeinsam Geschautes wird wachgerufen.

Größer ist die Gruppe der Gedichte, bei denen die Gefühle in die Landschaftsbilder eingebettet sind. Hier sind besonders die drei Zyklen aus dem „Jahr der Seele“: Nach der Lese, Waller im Schnee, Sieg des Sommers, zu nennen. Um die Betrachtung nicht zu weit auszu dehnen, schalten wir diese Gedichtreihen aus. Das Buch ist wohl das Werk Georges, welches für viele der Anlaß wurde, sich mit der Kunst des Dichters zu befreunden. Da wir es uns nicht zur Aufgabe machen, ganze Bücher oder einzelne Zyklen Stück für Stück durchzugehen, lassen wir die drei Abschnitte außer Betracht und sehen auf die anderen Werke.

„Morgenschauer“ (T. 81) bedrücken eine zitternde Seele. Der Akzent liegt nicht auf der impressionistisch zart hingehauchten Landschaft, sondern auf den schwankenden Gefühlen eines unsicheren Herzens. Wehnlich spricht sich eine unbestimmte Sehnsucht, ein neu aufkeimender Lebenswille aus in „Gartenfrühlänge“ (T. 82.) Die Seele möchte sich aus ihrer tatenlosen Trauer befreien, der sie in düsterem Waldesschatten an der Quelle nachhängt. Nun lockt sie das blühende Leben in den nahen Gärten wieder, dort wird sie Menschen mit „Augen voll Blut und Traum“ lieben. An den landschaftlichen Gegensatz: Wald und Garten sind hier zwei gegensätzliche Stimmungen angeschlossen. „Gartenfrühlänge“ mag uns an ein Gedicht in dem ersten Gedichtbuch „Hymnen“ erinnern.

Die Gärten schließen.

Frühe Nacht verwirrt die ebenen Bahnen,
Kalte Traufe trübt die Weiher,
Glückliche Apolle und Dianas
Hüllen sich in Nebelschleier.

Graue Blätter wirbeln nach den Gruften.
Dahlien, Seelosen, Rosen
In erzwungenem Orchester duften,
Wollen Schlaf bei weichen Moosen.

Heiße Monde flohen aus der Pforte.
Ward dein Hoffen deine Habe?

Baust du immer noch auf Ihre Worte,
Pilger mit der Hand am Stabe? (A. 48).

Diese Zeilen legen in ihrer sicheren Konzentration von früher Meisterschaft Zeugnis ab. Die letzte Strophe deutet die beiden ersten aus. Düsterer Herbstnebel hüllt den Park mit Beeten, Teich und Standbildern in Kälte und Nässe: das ruhelose Herz des Pilgers umhüllt früher Verzicht.

Aber auch die Glut des reifen Sommers bedrückt: „Julischwermit“ (T. 75). Die „blaue Stunde“ (T. 70), das abendliche langsame Sichauflösen und Berglügen einer hellroten Abendwolke in mildes Blau

weckt zugleich eine stille Freude und eine geheime Wehmut über die Vergänglichkeit.

Neapel und Süditalien überhaupt werden gefeiert in „Südlische Nacht“ (S. 77). Das sprühende Gedicht ist wie ein Lobgesang auf den Süden, weil er den „Gebundenen“ innerlich erlöst hat. Man bewundere, welche Fülle von landschaftlichem und seelischem Material hier verarbeitet und mit sicherer Geste vor uns ausgebreitet ist. Die neu aufquellende Freiheit und Freude der Seele drückt sich prachtvoll in den stolz einherrollenden Versen aus.

In den zuletzt angeführten Gedichten herrschte meist ein Gleichgewicht zwischen Landschafts- und Gefühlselementen: keins überwuchert das andere. Ein gewichtiges Eigenleben bekommt die Landschaft, wenn sie gleichsam Gestalt, persönlich wird. Als der Herrscher gegen Ende des Buches „Die hängenden Gärten“ am Leben verzweifelte, „sehen, weiß seine Hoheit bricht“, da vergräbt er, auf einsamem Fels sitzend, das Haupt in die Hände. Keine Klage tritt aus dem gepressten Herzen, Selbstmordgedanken steigen in ihm auf. Da fühlt die Natur mit ihm und wird durch sein Leid gerührt (S. 120).

Das Buch „Magimin“ erweitert das erschütternde Erlebnis ins Kosmische. So klingt das Leid der Menschen nach dem Tode Maximins in der Natur nicht nur nach, sondern sie erhebt sich selbst zur Wehklage. (N. 98.) Maximin hatte in der Todeskrankheit den einzigen Wunsch, mit den Freunden den nahenden Frühling zu schauen. Nun sehnt sich die Natur nach ihm, der sich nach ihr sehnte. Ihr Wachsen und Blühen ist ihr selbst ohne Sinn, weil er nicht da ist, der sie genießt. Ihre Kraft erschlappt. (N. 103.)

In diesen beiden Gedichten fühlt sich gleichsam die Natur in das Leid der Seelen ein. Sie schenkt den Menschen aus ihrer Lebensfülle. Wenn vom Dichter Natur als sich einlebend in die Empfindungen der Menschen dargestellt wird, so erstaunt es umgekehrt nicht, wenn das ergriffene Herz aus der Natur geistige Mächte herausfühlt.

Der Wanderer trifft auf eine einsame Schlucht. Das Gefieder einer vom Sperber zerzausten Taube liegt umher. Wasser und Frost haben die Felsen zerbröckelt, sie stehen mit wirren Wurzeln entblößt da. Hagelprall hat die nährnde Erde weggespült. Die betroffene Seele empfindet das alles als Auswirkung von zerstörenden Mächten. Die Tragik der sich selbst zerstörenden Natur wird nicht nur empfunden, sondern reißt den Wanderer mit in ihren Wirbel. (N. 170.)

Wird hier Geist aus der Natur herausgeholt, so wenden wir uns jetzt zu den Gedichten, die den Geist in die Natur hineinlegen. Sie spiegelt dann nicht nur die Gefühle von Freud und Leid wider und behält ihren Eigenwert, sondern ist das Material, das zum Ausdruck geistiger Werte umgeschaffen und umgeschmolzen wird.

In „Nacht“ ist ein immer tieferes Aufgehen der Liebenden in einem passiv-mystischen Allgefühl geformt. Raum und Zeit versinken. (N. 137.)

Drohender Wahn, der Dinge und Werte umkehren möchte, aber durch die gesunden Strebungen der Seele noch zur rechten Zeit zurückgedrängt wird, klingt aus diesen plastischen Versen (S. 117):

Ob deine Augen dich trogen
Durch fallender Aeste Hauf?
Treiben die kämpfenden Wogen
Den Strom hinauf?

Du jagst nach und sie steigen,
Von fremden Kräften erfasst,
Wirbelndem, rieselndem Reigen
Folgt die begehrende Gast.

Hüte dich! Führe nicht weiter
Das Spiel mit schwerem Kauf,
Ziehen nicht deine Begleiter
Schon ihren alten Lauf?

Hier schaut die verwirrte Seele ihre zersetzenden Gefühle nicht nur in die Dinge hinein, sondern kehrt die Dinge auch um. Der Geist versucht vorübergehend die regelmäßigen Bahnen der Natur zu zerstören. Das düstere Gedicht spricht keinen Gedanken, kaum ein Gefühl aus, nur anschauliche Form redet unmittelbar suggestiv zu uns. Nach diesen niederdrückenden Zeilen wirken folgende Verse aus dem „Stern des Bundes“ besonders froh und festlich:

Von welchen Wundern lacht die Morgen-Erde,
Als wär ihr erster Tag? Erstauntes Singen
Von neuerwachten Welken trägt der Wind,
Verändert sieht der alten Berge Form,
Und wie im Kindheitgarten schaukeln Blüten . . .
Der Strom besprengt die Ufer und es schlang
Sein zitternd Silber allen Staub der Jahre,
Die Schöpfung schauert wie im Stand der Gnade.
Kein Gänger kommt des Weges, dessen Haupt
Nicht eine ungewusste Hoheit schmückt.
Ein breites Licht ist übers Land ergossen . . .
Seil allen, die in seinen Strahlen gehn! (St. 76).

Diese Strophen eröffnen als hochgestimmtes Präludium das dritte Buch, in dem der Meister mit den Jüngern, mahnend und tröstend, fordernd und richtend, Zwiesprache hält. Die Schätze seiner Seele breitet er aus vor denen, die fähig und tüchtig sind, an seinem Reich mit zu schaffen. Nun haben sich die Hoffnungen des Dichters auf ein unwälzendes Neues immer stärker verdichtet. Im Geist schaut er die Erfüllung als

wirklich, — „siehe, es ist alles neu geworden“ —, und weil es so ist, zeigt ihm auch die Welt neue Formen und neue Farben. Wenn alles sich ändert, kann sie gleichsam nicht zurückbleiben. Wie die Erfüllung die Seelen von Schlacken und Hemmnissen rein machen wird, so ist auch die Natur rein vom Staub müder Jahre. Der hohe Geist, der sich seiner Vollkraft und seines Herrscherrechtes bewußt ist, drückt nicht nur den Seelen, sondern auch der Welt seinen erhabenen Stempel auf. Jetzt wird auch „Winterwende“ dem Fernerstehenden verständlich.

Winterwende.

(An Clemens Franckenstein.)

Ist von Mond — von Sonne dieser Glanz?
Auf verstorb'ne Wege von Byzanz
Bricht er schauernd, flammt er grell,
Pain und Halle macht er hell,

Spiegelt eine Flur von Freuden vor
Euch verwaisten Gängern bei dem Tor,
Daß ihr staunt und weint und euch vergeßt,
Lippe an Lippe stumm gepreßt.

Welch ein Wunder in dem dürrn Jahr!
Mögt ihr nie an einer Totenbah'r,
Mögt ihr nie im Raume kalt und klein,
Dies vergessen, Diesem ferne sein!

Eure Blicke tatenwach und kühn,
Die bis tief hinein ins Dunkel sprüh'n,
Scheidend ahnen sie und mahnen sie:
Solch ein Strahl erleuchtet uns nie . . (L. 78).

Das überaus suggestiv wirkende „Byzanz“ bedeutet hier die satte und reiche, aber nicht überall in quellende Urtiefen hineinreichende Kulturwelt, worin der Freundeskreis sich bewegt. Diese mit verfeinertem Geistesgut überladenen Seelen litten unter den drückenden Müdigkeiten, ohne sich aber aus ihnen befreien zu können. Ihr reiches und doch armes Leben dünkte ihnen nicht ein blühender Frühling zu sein, der reife Früchte verheißt, sondern ein öder und leerer Winter ohne Strahl und Licht. Ueberraschend kam die lösende Winterwende. Nicht nur ein verheißender Lichtstrahl leuchtet flüchtig auf, greller Glanz überflutet die zunächst von jähem Schrecken Ergrieffenen. In den müden Seelen hat ein erschütterndes Erleben, das nicht näher bezeichnet ist, die Wende gebracht und neuen sprudelnden Lebensquellen freie Bahn gebrochen. Die matten Blicke leuchten hell auf, nach kühnen Taten verlangt es die vorher müde Genießenden. Als Ausklang kommt die Mahnung des Dichters an die Freunde, die „Winterwende“ nie zu vergessen, wenn auch wieder einmal trübe Zeiten kommen. Jetzt führt sie in einen verheißungsvollen Frühling.

Der Unterschied von Poesie und Prosa.

Von

Dr. Benno Diederich.

Gibt es, so fragen wir und spannen den Horizont unserer Frage ganz weit, gibt es einen grundsätzlichen Stilunterschied zwischen einem Dichtwerk und einem Gebilde anderer menschlicher Rede, bequemer gesagt: zwischen Poesie und Prosa?

In unseren Lesebüchern früher waren wir den Unterschied gewohnt. Die erste Hälfte enthielt Märchen, Sagen, geschichtliche und naturbeschreibende Stücke und ähnliches; das war die Prosa. Die zweite fing mit gereimten Fabeln an, den Hauptstock bildeten Balladen und Romane, teils geschichtlichen teils sagenhaften Stoffs, den Schluß Lyrik: das war die Poesie. Kurz gesagt also, was sich reimte oder sonst in Versen ging, war Poesie, das andere nicht. Auf diese Art gehörte Werthers Leiden mitsamt dem Ossian und was aus Gustav Schwabs schönsten Sagen vom Homer in ihnen enthalten war, zur Prosa. Also eine ganz äußerliche, um nicht zu sagen törichte Unterscheidung. — — —

Ein Gedicht von Julius Wolff, „Die Fahne der Einundsechziger“, wurde in den siebziger Jahren sehr geschätzt. Es begann:

1. Vor Dijon war's; — doch eh' ich's euch erzähle,
Knüpf' einer doch die Binde mir zurecht,
Mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht;
So! — so! — nun euer Herz sich stähle:
Vor Dijon war's; die Rasse der Vogesen
Bedrohte Garibaldis bunte Schar,
Bourbaki kam von der Loire,
Das hartbedrängte Vellore zu erlösen.

2. Gefahr war im Verzug; drei bange Tage
Hielt Werder gegen Uebermacht schon stand
Bei Wömpelgard, und in der Hand
Des Kriegsgotts schwankte schier die Wage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
Und waren schon im Marsch; das zweite Korps
Und auch das siebente ging vor
Von Orleans auf hartgefrorenen Wegen. — — —

Und die letzten drei Strophen lauteten:

9. Da dachte keiner seiner eignen Wunde,
Wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus
„Die Fahne fehlt! holt sie heraus!“